

Ingeborg Prior
Sophies Vermächtnis

Ingeborg Prior

Sophies Vermächtnis

Von Hannover nach Sibirien

Die tragische Geschichte
der Kunstsammlerin Sophie Lissitzky-Küppers
und ihrer geraubten Bilder



© 2015 zu Klampen Verlag · Röse 21 · D-31832 Springe
www.zuklampen.de

Umschlaggestaltung: Stefan Hilden, www.hildendesign.de
Illustration: © Hildendesign, unter Verwendung einer Fotografie
von Sophie Lissitzky-Küppers aus dem Besitz der Familie,
und shutterstock.com

Druck: Bookfactory - Der Verlagspartner GmbH
& Co. KG · Bad Münster

ISBN 978-3-86674-418-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Inhalt

Erster Teil

1. Sophies Sumpflgende	9
2. Die Liebe und die Kunst	26
3. »La mère des bolcheviks«	47
4. Vom jiddischen Shtetl nach Berlin	55
5. Sophies Wahl	71
6. Ein Schweizer Dokument	87
7. Nach Moskau, zur Sonne, zur Freiheit	91

Zweiter Teil

8. Eine Deutsche in Moskau, ein Russe in Köln	103
9. Ein kleiner Lissitzky	125
10. »Entartete Kunst«	138
11. Die Tür schlägt zu	150
12. »Haben Sie je von Lissitzky gehört?«	166
13. Sophie und Jelena	172
14. Ewige Verbannung	181

Dritter Teil

15. Sibirischer Winter	197
16. Die Mauer zeigt Risse	206
17. Der Tyrann stirbt, das Leben geht weiter	215
18. »Sammlung Küppers kaputtgegangen, alles verloren«	227
19. Die rote Mappe	237
20. Besuch aus Köln	248
21. »Ich habe nur noch einen Wunsch ...«	258

Vierter Teil

22. Die Ankunft	279
23. Der Kunstfahnder	300
24. Sophies Liste	311
25. »Russe pfändet Millionengemälde!«	323
26. Erste Erfolge	335
27. Zwei schwarze Flecke	343
28. Kandinskys »Improvisation Nr. 10«	347
 Epilog	 361
 Quellenverzeichnis	 367

Erster Teil

1. Sophies Sumpflgende

Ein Gebirgsdorf im Frühlingsföhn. Licht fällt auf schroffe Felsen, auf purpurbraune Häuser mit hell umrandeten Fenstern, auf einen Jungen am düsteren Tümpel, auf sprossendes Grün. Kahle Tannenbäumchen und weiße Kreuze – oder sind es Hexenzeichen? – vereinigen sich mit Kreisen und Dreiecken. Und schwebt da nicht über allem ein Engel? Ein Luftgeist? Die geheimnisvolle Stimmung lockt den Betrachter in eine mystische Märchenwelt.

Sophie und Paul Erich Küppers konnten sich dieser Verlockung nicht entziehen. Richtig verliebt hatten sie sich in das kleine Ölgemälde von Paul Klee, das der Künstler im Jahr 1919 in seinem neuen Atelier im Schlösschen Suresnes in der Münchener Werneckstraße gemalt hatte. Kurz zuvor erst war er aus dem Kriegsdienst – zuletzt als Schreiber in der Verwaltung einer Fliegerschule – entlassen worden. »Sumpflgende« hatte er sein Bild genannt, ein rätselhafter Name, der neugierig machte. Sophie und Paul Erich Küppers besuchten Klee in seinem Atelier. Das Gemälde lehnte an der Wand, noch ungerahmt. Es war gerade fertig geworden, er wollte sich eigentlich noch nicht von ihm trennen. Doch dem fordernden Charme der jungen Frau konnte er sich nicht entziehen. Und so überließ er dem Paar sein Bild für das wenige Ersparte, das es in kleinen Scheinen und Münzen angesammelt hatte. Jetzt gehörte es ihnen.

»Wer Paul Klees zarte Phantasien nicht liebt, wird nur schwer den Zugang zu diesem Elfenreich finden, wo alle

Schwere überwunden scheint. Hier ist alles seltsam, von kindlichen Träumen umrankt, ins Unglaubliche und Wunderbare gezaubert. In den kritzelnden, zuckenden Strichelchen sind Geheimnisse eingebettet, und die Farbe, duftig und durchsichtig, ist darüber hingehaucht wie schwebendes, dunstiges Gewölk ...» So poetisch äußerte sich der junge Kunsthistoriker Küppers über Klees magische Bilderwelt.

»Es war die glücklichste und unbeschwerteste Zeit meines Lebens. Ich hatte immer davon geträumt, für die Kunst zu leben. Und nun durfte ich es an der Seite dieses wunderbaren Mannes«, notierte Sophie Küppers später in ihrem Tagebuch. Die Kunst hatte sie zusammengeführt. Beide studierten an der Münchener Hochschule Kunstgeschichte, hörten die Vorlesungen von Professor Heinrich Wölfflin und Dr. Karl Voll, den damaligen Koryphäen der Universität.

Paul Klees »Sumpflgende« sollte den Grundstein ihrer außergewöhnlichen und bis heute heftig umkämpften Sammlung zeitgenössischer Kunst bilden. Sie wollten dieses Bild, das sie sehr lieb gewonnen hatten und das eine Zeit lang in ihrem Salon in der Königstraße Nummer acht in Hannover hing, immer um sich haben. Doch das Schicksal hatte anderes vor mit ihnen, mit der »Sumpflgende« und all den anderen Bildern.

Sophie Küppers, geborene Schneider, hat die Geschichte der Münchener Bürgersfamilie, in die sie im Jahr 1891 hineingeboren wurde, nach den Erzählungen ihres Vaters aufgeschrieben. Ihre Aufzeichnungen helfen uns, diese unbeugsame Tochter eines unbeugsamen Vaters kennen und verstehen zu lernen. Sophie hat ihren Vater Christian Schneider über alles geliebt. Seine Stärke, seinen Lebensmut, seinen Humor und

seine Liebe zur Kunst. Sie war ein wissbegieriges kleines Mädchen – und er ein phantasievoller Erzähler. Dass er als junger Mann bei einem Duell seine Nasenspitze verloren hatte und fortan »Nasen-Schneider« genannt wurde, tat ihrer Bewunderung keinen Abbruch.

Als Jüngster einer großen Kinderschar geboren zu werden, war kein einfaches Schicksal für einen Jungen, der mit den Schwestern erzogen wurde und genau wie sie sticken und nähen lernen musste. In der Gesellschaft seiner drei älteren Brüder fühlte sich Christian Schneider wohler als in der seiner albern kichernden Schwestern. Die Jungen spielten oft auf der Straße, und dort erlebte er mit Hermann, Julius und Fritz die heftigsten Religionskriege zwischen den Kindern der Nachbarfamilien. »Ihr habt unseren Herrn Jesus umgebracht«, schrien die protestantischen Kinder ihren jüdischen Spielkameraden zu und stürzten sich auf sie. »Das waren nicht wir, das waren doch die Oppenheimers«, wehrten die sich. Nicht selten endeten die Straßenkämpfe mit blutigen Schrammen.

Christians Vater Friedrich Schneider war der Gründer der *Fliegenden Blätter* und der *Münchener Bilderbogen* gewesen. Zusammen mit dem Künstler Kaspar Braun hatte er 1843 den Kunstbuch-Verlag *Braun & Schneider* aus der Taufe gehoben, dessen bekanntester Autor Wilhelm Busch wurde. Da wunderte es kaum, dass der kleine Christian *Max und Moritz*, Buschs »Bubengeschichte in sieben Streichen«, aus dem Stegreif aufsagen konnte.

Zu Lebzeiten von Sophies Großvater fanden in der Redaktion der *Fliegenden Blätter* wöchentliche Tanzkränzchen statt, an denen die jungen Künstler des Verlages teilzuneh-

men hatten. Schließlich galt es, fünf Töchter zu verheiraten. Aber wie so oft bei derartigen Verkuppelungsmanövern sprechen die Herzen eine andere Sprache.

Gusti, die älteste Schneider-Tochter, freundete sich mit dem Maler Moritz von Schwind an, der sie als liebliches Mädchen porträtierte. Geheiratet hat sie dann einen Chemiker, mit dem sie jedoch nicht glücklich wurde. »Mit Morphium hat sie ihr Dasein erleichtert«, umschrieb Sophie die zu einem frühen Tod führende Sucht ihrer Tante.

Die zweite Schwester des Vaters, ihre Patentante Sophie, deren Namen sie bekam, war eine begabte Künstlerin und Schriftstellerin. Ihre Liebesbeziehung zu einem Marineoffizier scheiterte am Geld. Weil die Eltern ihr keine Mitgift bezahlen konnten und er die 70 000 Mark Kautions nicht aufbringen konnte, die ein Offizier stellen musste, wenn er heiraten wollte, gab es eben keine Hochzeit. Der Geist der unglücklichen Sophie soll dies nicht verkräftet haben. Jedenfalls verbrachte sie ihr restliches Leben in einer Anstalt. »Von dort hat sie mir, ihrem Patenkind, wunderbare Briefe geschrieben, in denen die Anstaltszensur aber viel gestrichen hatte«, erinnerte sich Sophie. »Sie nannte mich ihr Herzliebster, ihr Sonnenscheinerl. Und sie schenkte mir ein Notenheft mit Weihnachtsliedern, die wir jedes Jahr am Heiligen Abend sangen.«

Auch Lilly, die dritte Schwester, hatte wenig Glück mit Männern. Sie war das intelligenteste, aber nicht eben das schönste der Mädchen. Später führte sie mit strenger Hand den Haushalt ihrer unverheirateten Brüder. An ihrer Wohnungstür im Schneider-Haus war ein himmelblauer Glockenzug aus Porzellan befestigt, der beim Eintreten melodisch bimmelte. In einem Eckschrank ihres roten Salons bewahrte

sie alle Bilderbücher des Verlages auf. Aus ihrem Zimmer im Schneider-Haus blickte Sophie auf das Schillerdenkmal und die Pferdebahn. »Tante Lilly hat uns Kinder sehr lieb gehabt. Die Kultur und Wärme, die sie ausstrahlte, war für mich kleines Mädchen ein großes Glück. Manchmal durfte ich bei ihr eine kostbare Ausgabe von Shakespeares Werken anschauen, zu der Onkel Hermann die Illustrationen gezeichnet hatte.«

Im Verlag spielte Lilly eine gewichtige Rolle. Einmal in der Woche wurde in ihrem Büro der »Kübel« ausgeschüttet. Das war ein großer Pappkarton, in dem die Witze gesammelt wurden, die von Lesern eingeschickt worden waren. Tante Lilly entschied, was angenommen und was abgelehnt wurde.

Von der unglücklichen Marie gibt es kein Foto. Sie soll eine wirkliche Schönheit gewesen sein. Und mutig dazu. Sie heiratete einen Abenteurer und Gauner und folgte ihm nach Amerika, wo er im berühmtesten Gefängnis Sing-Sing verstorben sein soll. Sie und ihre Kinder waren danach auf die Unterstützung durch die Brüder angewiesen. »Du wirst mal eine zweite Marie, prophezeite meine Mutter, die mein Kunststudium am liebsten verhindert hätte.«

Babette, die jüngste Schwester, war eins der hübschesten Mädchen Münchens – aber leider nicht besonders klug. Da auch sie in ihrer Jugend keine Aussteuer bekommen konnte, heiratete sie erst mit 35 Jahren einen Witwer, den Edlen und Ritter von Schmädel. »Das war ein übler Bursche, der immer schmutzige Zoten erzählte. Mein Vater konnte ihn deswegen nicht leiden, und meine Tante Marie spuckte dem Schwager eines Tages ins Bier, als er einen besonders dreckigen Witz erzählte«, hat Sophie notiert.



Sophie Schneider 1896 (*Foto: privat*)

Die Wohnung von Sophies Onkeln Hermann und Julius Schneider lag direkt über der von Tante Lilly. Sophie erinnert sich an den starken Duft nach Eau de Cologne, der ihr über die Treppe entgegenwehte und den sie gar nicht mochte. Eine große Reproduktion von Rubens' Aktgemälde »Das Pelzchen« hing in Onkel Hermanns Schlafzimmer. Der Salon mit seinen roten Plüschmöbeln war eher süßlich als männlich-herb eingerichtet. Das einzig Verlockende darin war für Sophie der große Bechstein-Flügel, zu dem sich später noch das damals gerade erfundene Pianola gesellte. Auf ihm wurde bei Familienfesten der Feuerzauber aus der *Walküre* heruntergehämmert, begleitet von Dackelgebell und Stimmengewirr.

Hermann Schneider war ein schöner, eleganter Mann, mit der typischen prägnanten Schneidernase, die auch seine Schwester Babette zierte. Obwohl er ein begabter Zeichner war, wollte er im eigenen Leben die Kunst nicht zum Broterwerb verkommen lassen. Er bevorzugte den bequemen Posten als künstlerischer Redakteur bei den *Fliegenden Blättern*.

Julius, als ältester Sohn der Erbe des Verlags, schwerhörig und immer kränkelnd, war seiner Größe und seiner vollen grauen Haare wegen eine imposante Erscheinung. »Aber«, so erinnerte sich Sophie, »der Zwang, dass wir Kinder am Sonntag nach der Kirche zu diesem unbeweglichen und dumpfen Menschen gehen mussten, um laut schreiend zu fragen: ›Wie geht es dir, Onkel Julius?‹, um dann ein Zehn-Mark-Stück zu bekommen mit dem immer gleichen Rat: ›Geh damit zum Rottenhöfer und kauf dir ein Gefrorenes«, machte mir diesen Götzendienst ohne interessante oder belustigende Gespräche doch recht zuwider und langweilig.«

Fritz Schneider, der ebenfalls ein begabter Künstler gewesen sein soll, von dem jedoch keine Zeichnung und kein Bild in der Familie zurückgeblieben waren, wurde 1870 im Deutsch-Französischen Krieg verwundet. Nach seiner Genesung heiratete er ein Mädchen aus reichem Haus, dessen Familie große Ölmühlen besaß. Später wählte er den Freitod. Sophies Großvater schob die Schuld der Familie seiner Schwiegertochter zu, die den armen Künstler, weil er nicht zum Gelderwerb taugte, stets verachtet und gedemütigt hatte.

Sophies Vater Christian, der jüngste Schneider-Sohn, war das von allen verhätschelte, ewig kränkelnde Nesthäkchen, selbst noch als erwachsener Mann. Schon als Kind quälten ihn ständige Schmerzen, die Folge einer nie richtig auskurierten Bauchfellentzündung.

Auf dem humanistischen Gymnasium lernte er Griechisch, Lateinisch, Englisch und Französisch. »Oft hat er uns Kindern Verse aus der Odyssee oder lateinische Strophen vorgesprochen, wenn wir mit ihm die Treppen in unsere Wohnung hinaufstiegen. Der Klang und der Rhythmus der klassischen Sprachen bezauberten mich durch ihre Fremdheit und Schönheit«, erinnerte sich Sophie an den Vater.

Als Christian die Schule verließ, wurde ein mit den Eltern befreundeter General zur Berufsberatung hinzugezogen. Und natürlich empfahl dieser den Stand eines Offiziers für einen jungen Mann aus gutem Hause. Doch der hatte andere Pläne. Selbstbewusst entgegnete Christian, für ihn sei der Stand des Gelehrten der einzig richtige, weil er damit der Menschheit helfen könne. Schließlich setzte er seinen Willen durch und begann in München Medizin zu studieren. Während seiner

Ausbildung zum Chirurgen geriet er jedoch an den berühmten Professor Nußbaum, der fast alle seine Schüler mit Morphinum vertraut machte. So jedenfalls hat der Vater seiner Tochter Sophie seine Sucht später zu erklären versucht.

In die Studentenzeit fiel auch sein Duell mit einem Offizier, der ihm die Nasenspitze abschlug. Seine Mutter war sehr unglücklich über die Verunstaltung ihres jüngsten Sohnes. Aus ihrer Abneigung gegen »dieses ganze korpsbrüderliche Gehabe« machte sie keinen Hehl.

Bei einem fröhlichen Zechgelage kamen die jungen, abenteuerlustigen Doktoren auf die Idee, als Schiffsärzte bei der Marine anzuheuern. Sie bewarben sich, Christian Schneider wurde als Einziger angenommen und musste sich nun in Kiel melden. In der ersten Zeit fiel es ihm schwer, sich an das steife preußische Regiment zu gewöhnen. Christian praktizierte zunächst als Arzt auf dem Schulschiff »Albatros« und später auf dem großen Segelschiff »Gneisenau«, auf dem er viele ferne Länder kennen lernte.

Während eines längeren Aufenthaltes in der Südsee raffte eine tropische Malaria die halbe Besatzung des Schiffes dahin. Der junge Doktor schlief in der Mitte des zur Krankenstation umfunktionierten Speisesaals bei seinen schwerkranken Patienten. Jedem hatte er eine Schnur ums Handgelenk geschlungen und diese mit seiner eigenen Hand fest verbunden. So wachte er sofort auf, wenn ein Patient unruhig wurde. Auf den Fidschiinseln heilte er Geschwüre und andere Hautkrankheiten der Einheimischen. Die ihm dankbar überreichten Geschenke – kostbare Schnitzereien, Geschirr aus Schildpatt und bemalte Tapas – brachte er mit nach Hause. Und außerdem einen quicklebendigen Boy, der als der »schwarze Hans« in die Familiengeschichte einging. Der

junge »Wilde« lernte lesen und schreiben und war die exotische Attraktion für Christians Schwestern und deren Freundinnen. Später schickte man ihn in seine Heimat zurück, weil er, wie Sophies Vater erzählte, allzu zutraulich zum weiblichen Geschlecht geworden war; er wollte ihn vor drohenden Alimenten schützen. Und sich davor, diese Alimente für seinen Schützling bezahlen zu müssen.

Von seinen Reisen in ferne Länder brachte Sophies Vater häufig seltene Volkskunst mit. »Ein ganzer chinesischer Schrank voll mit unglaublich winzigen und zauberhaften Dingen, die Arbeiten namenloser Künstler – bedeuteten für uns Kinder einen geheimnisvollen Schatz, in dem wir immer wieder Überraschendes aufspürten. Da gab es pures gelbes Gold in porösem Kalkstein aus Australien, japanische Rikschas und Dschunken aus Schildpatt, zauberhafte Elfenbeinblumen der Geishas. Winzige silberne Schlitten, und aus Madeira wunderbare Spitzen und Stickereien. Ein kleines bezauberndes Museum und eine kostbare Sammlung, die er schließlich dem Ethnographischen Museum der Stadt München schenkte. In mir, seiner Tochter, hat sein schöpferischer Geist, der alles Schöne und Gute in sich aufnahm, tiefe Spuren hinterlassen.«

Dass Sophies Vater nicht auch zum eisernen Junggesellen wurde wie seine beiden Brüder, verdankte er einem Komplott seiner damals noch unverheirateten Schwestern. Sie bestanden darauf, dass der Jüngste für den Fortbestand der Schneider-Familie zu sorgen habe. Ein zierliches und gescheitertes Fräulein Mathilde Parcus wurde mit ihm bekannt gemacht. Ihr Vater besaß, was für ein Zufall, eine Druckerei. Ein Vermögen von 150 000 Goldmark und eine prächtige

Aussteuer machten das Fräulein Parcus zur standesgemäßen Partie.

Sophies Vater war elf Jahre älter als die junge Frau, mit der er sich im Herbst 1890 verlobte. Sie war nach dem frühen Tod ihrer Mutter in einem Pensionat aufgewachsen, beherrschte perfekt die englische und französische Sprache, spielte gut Klavier und hatte sich kurz vor ihrer Heirat in einem Restaurant in die Kunst des Kochens einführen lassen. Alles Gaben, die der Ehefrau eines Arztes wohl anstanden.

»Sie hat uns nie über den tragischen Tod ihrer Mutter nach einem zweiten Selbstmordversuch erzählt. Niemals habe ich ein Bild meiner Großmutter mütterlicherseits gesehen. Nur ihr Gesangbuch mit der Inschrift ›Marie Gebhardt‹ bekam ich zur Konfirmation geschenkt. Ein Charakterzug der Großmutter jedoch wurde mir als abschreckende Mahnung gegen meine Verschwendungssucht von der Familie immer wieder vorgehalten – sie hatte ihren kostbaren Pelz einer Bettlerin geschenkt, die sie um Hilfe bat.

Aus was für einem Leben musste sich diese arme Frau befreien? Vielleicht spielte dabei die Religion eine Rolle. Sie war Protestantin und der Großvater ein fanatischer Katholik. Nichts ist mir von dieser unglücklichen Gemeinschaft bekannt – nur ein grenzenloses Mitleid hatte ich immer mit dieser geopfert Frau.«

Der Konflikt der verschiedenen Glaubensbekenntnisse wurde in die Ehe von Sophies Eltern weitergetragen. Der Vater war Protestant, die Mutter Katholikin. Die Braut bekam von einem Priester einen silbernen Rosenkranz geschenkt, verbunden mit der dringlichen Bitte, die Ehe mit diesem Ketzer nicht einzugehen, da sie dadurch das Recht verliere, ein Mitglied der katholischen Kirche zu sein.

Sie schickte den Rosenkranz zurück mit der Erklärung, dass sie ihr bereits gegebenes Wort nicht brechen werde und hiermit aus der katholischen Kirche ausscheide. Ihr Bräutigam musste als Marinearzt ein Papier unterzeichnen, in dem er versicherte, seine zu erwartenden Kinder protestantisch taufen zu lassen – Mischehen waren in der Marine nicht gestattet.

Die Hochzeit fand im Januar 1891 in München statt. Das Paar siedelte nach Berlin über, wo der junge Arzt die Kenntnisse auf seinem Fachgebiet der Infektionskrankheiten am Hygienischen Institut der Universität bei dem berühmten Bakteriologen und späteren Nobelpreisträger Dr. Robert Koch vertiefen konnte.

Im Herbst 1891 zog das Ehepaar erneut um, ganz in den Norden Deutschlands, nach Kiel. Auch Christian Schneider hatte sich auf einer seiner Reisen mit Malaria infiziert. Nachdem die Krankheit schließlich ausgeheilt war, fuhr er nicht mehr zur See, sondern untersuchte nun in der Verwaltung die Matrosen auf ihre Seetüchtigkeit.

In einem kleinen roten Backsteinhaus am Jägersberg wurde am 1. November dieses Jahres Sophie geboren – das Fünf-Kilo-Baby hätte seine zierliche Mutter fast das Leben gekostet. Sie brachte dann aber noch drei weitere Kinder zur Welt und wurde über achtzig Jahre alt. »Dass ich nur ein Mädchen war, hat unseren Vater sehr enttäuscht. Es wurde doch von seiner Familie dringend ein Erbe für den Verlag Braun & Schneider erwartet. Seine warnende Frage: ›Du wirst doch kein dummes Mädel sein‹, hat mich für mein Leben tapfer gemacht. So wie ich nicht zeigen durfte, dass es mich grauste, wenn ich ihm helfen musste, die schmutzigen Dorfkinder zu waschen und ihre Verletzungen zu versorgen.

In vielen harten Momenten meines Lebens habe ich mich an diese Mahnung erinnert. Der Vater hat in mich das Fundament meines moralischen Lebens gelegt, er hat mich erzogen, meine Pflicht in jeder Situation zu erfüllen. Er ließ keinen Kompromiss gelten – den hingegen die Mutter immer von mir forderte. So bin ich zwischen zwei Feuern groß geworden und habe mich oft an ihnen verbrannt.«

Christian Schneider hatte seiner Frau gestanden, dass er dem Morphinum verfallen sei, und ihr versprochen, sich von der Abhängigkeit zu befreien. In den ersten Monaten seiner Ehe gelang es ihm auch – bis zu einer ersten von vielen späteren Gallenkoliken, die er mit dem Narkotikum betäubte.

Als Tilly, seine zweite Tochter, zur Welt kam, weinte er vor Enttäuschung. Trotzdem hat er seine beiden Mädchen über alles geliebt. Die ersten zehn Jahre seiner Ehe mit Mathilde waren ausgesprochen glücklich. Als angesehener Arzt bekam er hohe Auszeichnungen. Zur Zeit der Kieler Woche, wenn viele ausländische Schiffe im Hafen ankerten, wurde seine Frau dank ihrer Sprachkenntnisse und ihrer Eleganz zum begehrten Mittelpunkt der Gesellschaften. Anders als die steifen norddeutschen Damen tanzte sie leicht und graziös und wurde von den Kavalieren hofiert. Ihr Mann sah das voller Stolz.

Der 21. August 1898 war ein Tag des Glücks. Mathilde Schneider schenkte ihrem Mann seinen ersten Sohn, den sie Julius nannten. »Am Abend hisste unser glückseliger Vater die Bayerische Weckerlfahne, zum Erstaunen und Entsetzen aller biedereren Kieler Garnisonseinwohner über solch eine ungewöhnliche Proklamation. Wir Mädchen bekamen zur Feier

des Tages Wickelpuppen geschenkt, für die unsere Mutter spitzenverzierte Kleidchen genäht hatte. Wir waren selig über das neue Brüderchen. Die Taufe des Stammhalters war ein großes, glänzendes Fest. Unsere Mutter bekam ein elegantes Kleid aus rosa Brussaseide, die der Vater eigens aus der Türkei besorgt hatte. Meine Schwester und ich in unseren feinen Batistkleidchen durften am Festessen teilnehmen, das mit Kaviar im Eisblock begann. Das zarte Büblein war in ein weißes Spitzenkleidchen gehüllt und schaute mit großen blauen Augen in die noch unbegreifliche Welt.«

Doch das Glück hielt nicht lange an, die Gesundheit des Vaters verschlechterte sich zunehmend, sein Morphiumkonsum zur Betäubung der Schmerzen wurde immer größer. Bis er schließlich seinen Abschied von der Marine nehmen musste. Damit war das sorglose Leben in Kiel zu Ende, die Zukunft der Familie unsicher.

Nach einem Sommer in Heidelberg, wo Sophies Vater zahlreiche Gallensteine entfernen ließ und sich allmählich erholte, erreichte ihn das Angebot seines Freundes, des Bakteriologen Dr. Emil von Behring, den er während seiner Ausbildung bei Dr. Robert Koch kennen gelernt hatte. Der Entdecker des Serums gegen Tetanus und Diphtherie schlug ihm vor, an seinem Institut für Immunforschung in Marburg mitzuarbeiten. Was für eine Auszeichnung!

Doch dann traf ein alles entscheidender Brief aus München ein. Sein reicher, immer leidender Bruder Julius bat ihn, als sein Leibarzt nach München zu kommen. Dafür würde er ihn und seine Familie als Haupterben seines Vermögens einsetzen. Lange zögerte Christian Schneider, sich in diese Abhängigkeit zu begeben. Aber seine eigene angeschlagene Gesundheit und die Sorge um die Zukunft seiner Familie gaben

schließlich den Ausschlag. Die Familie zog nach München, Julius stellte ihr eine geräumige Wohnung zur Verfügung.

Sophie erinnerte sich besonders an den großen Garten, der das Haus umgab, mit einer Wiese, wie Kinder sie mögen: Hier durften sich im Frühling die zarten Gänseblümchen und die dicken gelben Löwenzahn-Dotter ungezwungen zwischen Klee und Grashalmen ausbreiten. Einmal im Jahr legte der Garten sein Festtagsgewand an, wenn im März der Magnolienbaum seine weiße, lila schimmernde Blütenpracht präsentierte. Der Garten grenzte an die Ludwigskirche und ein katholisches Priesterseminar. Für die Kinder war es eine Riesengaudi, wenn die jungen Geistlichen nebenan in ihren langen Gewändern Fußball spielten und dabei mehr als einmal stolperten.

Erst später begriff Sophie, welches Opfer ihr Vater der Familie zuliebe gebracht hatte. Mit der wissenschaftlichen Arbeit, die ihn so sehr faszinierte, war es nun vorbei. Außerdem begann er an einer chronischen Bronchitis zu leiden.

1903, als Sophie zwölf Jahre alt war, kam ihr jüngster Bruder Hermann zur Welt, ein Kind, das nicht geplant und auch nicht mehr sonderlich erwünscht war. Das hatte Sophie aus späteren Gesprächen der Eltern herausgehört, die immer öfter in Streitigkeiten endeten. Weil der Nachkömmling zu Hause zur Welt kommen sollte, zog Sophie eine Zeit lang zu ihrer Tante Babette. Deren Wohnung lag direkt neben der alten Pinakothek, die für das junge Mädchen zum magischen Anziehungspunkt wurde.

»Ich erinnere mich vor allem an den Rubenssaal und seine Bilder, die für mich voller Geheimnisse steckten ... Wenn wir uns am Sonntag in der protestantischen Kirche die langweiligen, unverständlichen Predigten anhören mussten, entschä-

digte uns Tante Babette anschließend mit einem Besuch im Kunstverein. Damals begann meine geradezu fanatische Liebe zur Kunst, die zum Hauptinhalt meines ganzen Lebens wurde. Von Onkel Hermann bekam ich zu Weihnachten stets für 30 Mark Kunstbücher, die ich mit einem tüchtigen Rabatt bei dem freundlichen Buchhalter im Verlag bestellen durfte.«

Auch die Angestellten in der Redaktion der *Fliegenden Blätter* wurden zu Weihnachten reich beschenkt. Sophie half ihrer Tante Babette beim Backen süßer Leckereien. Ein großer Tannenbaum wurde in der Redaktion aufgestellt, und jeder Mitarbeiter bekam einen Teller voller Süßigkeiten. Onkel Julius legte noch einen Umschlag mit einem vollen Monatsgehalt neben die Teller und wünschte allen ein »fröhliches Fest«. Manchmal begleitete Sophie ihren Vater bei seinen Krankenbesuchen, die er sich neben seiner Tätigkeit als Leibarzt des Bruders nicht nehmen ließ und die sein eintönig gewordenes Leben einigermaßen ausfüllten. »Für jeden hatte er ein heiteres, gutes Wort, er wurde von seinen Patienten geliebt und verehrt.«

Dem Vater hatte es Sophie schließlich zu verdanken, dass sie gegen den heftigen Widerstand der Mutter in München ein Studium der Kunstgeschichte beginnen konnte. Diese fand die Vorstellung unschicklich, dass Sophie »mit jungen Burschen nackichte Bilder« anschauen musste. Doch die Tochter hatte darüber nur gelacht. Allerdings waren studierende Frauen damals noch eine Seltenheit. So hatten sich im Sommersemester des Jahres 1909 im Deutschen Reich 1432 weibliche Studenten in den Universitäten eingeschrieben, die meisten in den Fächern Philosophie und Geschichte. Auch

wenn sie manchen Spott ertragen mussten, hatten diese jungen Frauen ihren nicht studierenden Geschlechtsgenossinnen gegenüber einen riesigen Vorteil. Sie konnten sich unter ihren vielen Kommilitonen in aller Ruhe den Mann fürs Leben aussuchen. »Wir waren wirklich nur zwei Mädchen zwischen all den Studenten. Meine Studiengenossin hat dann später unseren Lehrer Dr. Braune geheiratet. Und ich lernte Paul Erich Küppers kennen ...«

2. Die Liebe und die Kunst

Sophie, Paul und die Kunst, es war von Anfang an eine leidenschaftliche Liebe zu dritt. Der Sohn eines Bergwerkbetreibers aus Essen und die Münchener Arztochter lernten sich in der Universitäts-Bibliothek kennen, wo beide Literatur zu den Künstlern der Renaissance suchten. Einen Moment lang wurde die Kunst zur Nebensache, als sie sich neugierig über den Rand ihrer Bücher hinaus beobachteten, als es in ihren Augen blitzte und sie schließlich ins Gespräch kamen und feststellten, dass beide mehr über die Tafelbilder des Florentiner Malers Ghirlandaio erfahren wollten. Über ihn hat Paul Erich Küppers später promoviert.

Die Kunst beflügelte ihre Liebe, bot ständigen Diskussionsstoff, brachte sie mit vielen interessanten Menschen zusammen. Eine »Ménage à trois«, die bis zuletzt wunderbar harmonierte. Die beiden galten als besonders glückliches Paar.

Die streng erzogene Sophie taute in der Gegenwart ihres lebenslustigen Freundes nur langsam auf. Sie wagte es ja noch nicht einmal, ihrem Tagebuch intime Gedanken anzuvertrauen. So wie sie überhaupt ein Leben lang persönliche Gefühle hinter einer nur schwer durchdringbaren Mauer versteckte, die erst im Alter zu bröckeln begann. Haltung statt Emotionen – das hatte sie in ihrem Elternhaus gelernt. Kunst war der beste Ausweg, die flirrenden Empfindungen in ihrem Bauch und Herzen dennoch nicht zu unterdrücken. Sophie war eine kleine, höchst energische und temperamentvolle Frau. Ihre aufblühende üppige Weiblichkeit bildete einen

reizvollen Kontrast zu ihrem kurz geschnittenen, glatt und streng nach hinten gekämmten Haar, das in der Farbe reifer Kastanien glänzte, und den dichten, düsteren Augenbrauen. Wenn sie diese unwillig zusammenzog – und das tat sie recht oft –, konnte jeder die Gedanken in ihrem Gesicht lesen. Den Eindruck der überlegenen Intellektuellen milderten nur ihre warmen freundlichen Augen. Auch viel später, in den Zeiten größter Trauer und Not, lag noch ein Hauch von Humor in ihnen.

Paul Erich Küppers war ein hübscher schlanker Bursche mit dunklem gewellten Haar und unternehmungslustig blitzenden Augen. Zwischen Nase und Oberlippe zierte ihn ein akkurat zum Dreieck gestutztes Bärtchen. Er war phantasievoll, geistreich, fröhlich und spontan, stürzte sich begeistert in alle neuen Strömungen der Kunst. Er liebte das Leben und riss seine etwas spröde Freundin mit.

Heimlich verlobten sich die beiden. Wieder einmal hatte es Sophie schwer, sich gegen den Widerstand der Mutter durchzusetzen. Nur im Beisein ihrer Schwester Tilly durfte sie sich mit dem Freund treffen, nachdem er von seinen Studien in Florenz zurück nach München gekommen war. Aber im Nymphenburger Park gab es glücklicherweise stille Seitenwege. Auch ihre Onkel setzten ihr zu, die Verlobung zu lösen. Sie sorgten sich um die materiellen Aussichten dieser Ehe, nachdem der Vater des Bräutigams Konkurs angemeldet hatte und sein Bergwerk schließen musste.

Auch dass Paul Erich Küppers während seines Studiums an Tuberkulose erkrankt war, erschien der Schneider-Sippe bedenklich, obwohl die Krankheit nach einem einjährigen Aufenthalt in einem Sanatorium im Schwarzwald als ausgeheilt galt.

In dieser schwierigen Zeit fand Sophie Unterstützung einzig bei ihrem nun an Gallenkrebs leidenden Vater. Doch auch er wollte die Hochzeit seiner geliebten Tochter zunächst nicht gestatten. Erst, nachdem auf seinen Wunsch hin ein Münchener Facharzt den jungen Kunsthistoriker untersucht und für gesund befunden hatte, gab er seinen väterlichen Segen. Sophie wusste, dass er mit dieser unwürdigen Gesundheitsinspektion nur seine Brüder beruhigen wollte, von deren Wohlwollen sein Leben und das seiner Familie schließlich abhing. Deshalb nahm sie es ihm auch nicht übel.

»Seine Worte – Du wirst doch einen kranken Menschen nicht im Stich lassen – haben sich mir für mein ganzes Leben ins Herz geprägt. Mein Vater, der im Mai 1915, nur 58 Jahre alt, während einer Operation starb, war mir ein Vorbild aufrichtiger Menschlichkeit. Seinen Hass auf alles Militärische und auf den Götzendienst an das Geld hat er mir unausrottbar vererbt. Meinem Vater verdanke ich es, dass ich erkannt habe, auf welcher Seite der Mensch zu stehen hat – es gibt keine Mitte!«

Am 14. September 1916 heirateten Sophie Schneider und Paul Erich Küppers in München. Ihr Brautbouquet aus weißen Nelken legte sie auf das Grab des Vaters. Sophie war froh, das Haus in München nun für immer verlassen zu können, in dem sie sich ohne ihren geliebten Vater einsam und fremd gefühlt hatte.

Drei Monate vor ihrer Hochzeit, mitten im Krieg und in einer Zeit künstlerischer Stagnation, war am 20. Juni 1916 in Hannover die Kestner-Gesellschaft gegründet worden. Paul Erich Küppers, der wegen seiner labilen Gesundheit als kriegsuntauglich eingestuft wurde und sich daraufhin ver-

pflichtet hatte, ein Jahr unentgeltlich als wissenschaftlicher Assistent im Kestner-Museum zu arbeiten, wurde im Alter von nur 27 Jahren ihr künstlerischer Leiter.

Ausgerechnet in dieser »stocksteifen Provinzstadt«, wie Sophie die damals noch königliche Haupt- und Residenzstadt charakterisierte, bildete sich eine Plattform freier künstlerischer Entfaltung – im bewussten Gegensatz zur offiziellen Kunstpolitik der Stadt und ihres konservativen Kunstvereins.

Die Kestner-Gesellschaft war mit privaten Mitteln hannoverscher Bürger – Ärzte, Kaufleute, Bankiers, Rechtsanwälte, Fabrikanten, Architekten – ins Leben gerufen worden, unabhängig von städtischen oder staatlichen Beschränkungen. Zu ihren Gründungsmitgliedern gehörten die Familien Bahlsen, Beindorff und Sprengel, der Galerist von Garvens-Garvensburg, der Bankier Richard Oppenheimer, Professor Wilhelm von Debschitz, Sanitätsrat Dr. Catzenstein und weitere Stützen der Hannoveraner Gesellschaft. Benannt wurde sie nach dem Bürger August Kestner, der im 18. Jahrhundert in Hannover ein bekannter Sammler und Mäzen gewesen war. Man wollte sich nicht länger von dem mächtigen Stadtdirektor Heinrich Tramm, den manche den »Kaiser von Hannover« nannten, vorschreiben lassen, was Kunst sei und was nicht. Bei ihm jedenfalls hörte sie mit den großen deutschen Impressionisten Corinth, Slevogt und Liebermann auf. Die Kunstwende, die in der Luft lag, hatte für ihn etwas Bedrohliches. Die Fauves, die Kubisten, die Maler der »Brücke« und des »Blauen Reiter« beherrschten damals mit ihren starken Farben und abstrakten Formen schon die Wände der Berliner und Münchener Galerien. Doch Heinrich Tramm schloss seine ansonsten so spendable Kunstkasse ab. »Solange ich in

Hannover etwas zu sagen habe, kommt kein Nolde und kein Rohlf hierher«, soll er einmal geäußert haben.

Aber eben deshalb, um Nolde und Rohlf und noch viele andere Künstler fördern zu können, hatte sich die Kestner-Gesellschaft gegründet. Wer hätte gedacht, dass unter den Dächern dieser konservativen Stadt kurze Zeit später die wildesten Dada-Abende stattfinden würden?

Und das allen widrigen Begleiterscheinungen des Krieges zum Trotz. Immer wieder kam es zu Tumulten und Unruhen zwischen Soldaten und der zivilen Bevölkerung. Bei einem Eisenbahnerstreik gab es Tote und Verwundete. Offiziere wurden die Degen entrissen. Die Menschen wollten diesen Krieg nicht, der sie in große Hungersnot stürzte.

Am 22. November 1916 gab die Stadtverwaltung bekannt, dass durch das eingetretene Winterwetter die Zufuhr von Kartoffeln vorläufig nicht mehr möglich sei und dass für jede Person nur noch ein halbes Pfund täglich ausgegeben werden könne. Die Mitteilung endete mit folgendem Ratschlag: »Um den durch diesen Ausfall betroffenen Haushaltungen Ersatz zu bieten, hält die Stadtverwaltung große Mengen von Steckrüben zur Verfügung.« Fleisch und Butter wurden ebenfalls streng rationiert.

Am 3. Februar 1917 veröffentlichte die Gerichtszeitung folgende Meldung: »Unter Anschuldigung des Landfriedensbruches sind über 30 Personen verhaftet worden ... es handelt sich um das törichte Vorgehen von Frauen und jungen Leuten, die sich zu der Annahme verführen ließen, sie könnten markenfreies Brot in den Bäckerläden erlangen.«

Am 9. September 1917 wurde an alle Frauen die dringende Aufforderung gerichtet, in kriegswichtigen Betrieben tätig zu werden. »Eine unsühnbare Schuld nimmt derjenige auf



Das Hochzeitspaar Sophie Schneider und Paul Erich Küppers 1916 (*Foto: privat*)

sich, der in der Heimat feiert, anstatt zu arbeiten! Vor allem die gebildeten Frauen sollten zeigen, dass niemand zu gut ist für die Arbeit in den Munitionsfabriken!«

War das nicht eine geradezu persönliche Aufforderung an Sophie Küppers und den weiblichen Teil ihres Kreises von Künstlern und Kunstintellektuellen? Sie wurde ignoriert.

Die Leiden der Bevölkerung und der Tod vieler junger Männer auf den Schlachtfeldern des Krieges bestärkten Paul Erich Küppers in seiner Absicht, die noch unbekannten Künstler und ihre zukunftsweisende Kunst zu fördern. »Nur die jungen Künstler«, schrieb er mit expressionistischem Pathos im Vorwort zum Katalog einer Erich-Heckel-Ausstellung im Februar 1919, »als die feinsten Seismographen der Zeit fühlten den Umschwung seit Jahren voraus. In ihren Werken wetterleuchtete schon das Kommende, in ihrer Seele brannte die Sehnsucht nach Umkehr und Einkehr.«

Die zahlreichen Künstler, die dank der Kestner-Gesellschaft nach Hannover kamen und hier gern verweilten, tanzten trotz des Hungerwinters ihren Tanz auf dem Vulkan.

Schnell wurden die Küppers Mittelpunkt einer wagemutigen Kunstszene und Gastgeber ausgelassener Geselligkeiten, bei denen ausgerechnet ein Sohn der Stadt, der als Bürger-schreck und Dada-Clown verschriene Kurt Schwitters, provozierte und polarisierte.

Schon 1917, als ganz Hannover noch missbilligend oder ratlos den Kopf über den »Lumpensammler« schüttelte, der aus den Abfällen des Alltags ein Spiegelbild der Welt komponierte, war Schwitters Stammgast des im klassizistischen Stil erbauten Hauses der Kestner-Gesellschaft in der Königstraße 8. Der Maler, Grafiker und Dichter, der Erfinder der Merz-Kunst, seiner persönlichen Variante der Dada-Bewegung,

Schöpfer der aus Vokalen und Konsonanten bestehenden »Ursonate« und des originellen Liebesgedichts »An Anna Blume«, stellte in der Kestner-Gesellschaft aus und las aus seinen Märchen und Dichtungen. Sophie Küppers verfolgte amüsiert die künstlerischen Eskapaden und Eulenspiegeleien dieses heute weltberühmten Klassikers der Moderne. Später wurde er ihr ein vertrauter Freund.

»Kurt Schwitters, Hannovers ›Enfant terrible‹, war ein unermüdlicher Propagandist alles Neuen«, schrieb Sophie. »Den Expressionismus hatte er schnell hinter sich gebracht, klebte Collagen, von denen wir auch eine erworben hatten. Außerdem hatte Schwitters den Entwurf zu einer Schatulle gemacht, mit der ihn Küppers, der ihn scherzhaft den ›Hauptmann von Köpenick‹ in der Kunst nannte, beauftragt hatte. Dieser Entwurf wurde von dem alten Intarsienmeister Schulz in den verschiedensten kostbaren Hölzern sowie Elfenbein, Perlmutter und Silberstückchen ausgeführt.« Auch dieser 23 x 23 x 16 Zentimeter große Intarsienkasten mit der Signatur Schwitters und der Inschrift »S.K./P für Sophie und Paul Erich Küppers« sollte in Sophies Leben eine besondere Rolle spielen; nach einer abenteuerlichen Reise nach Sibirien steht er heute als rare Kostbarkeit hinter Glas im Kestner-Museum Hannover.

Zu den engsten Freunden der Küppers gehörte das jüdische Ehepaar Käthe und Dr. Ernst Steinitz, beide gebürtige Oberschlesier. Man hatte den Facharzt für Nervenkrankheiten im letzten Kriegsjahr von der Front nach Hannover gerufen, wo er als Chefarzt die Lazarette um den Döhrener Turm leiten sollte. Später war er Leitender Arzt am jüdischen Krankenhaus Siloah und hatte eine eigene Praxis in der Georgstraße.